

Weder Volkslied noch Sonate

Schwierigkeiten einer Identitätsbildung als tiefenpsychologische Psychotherapeutin

Dagmar Kumbier

Schlüsselwörter

Psychodynamische Psychotherapie, Tiefenpsychologisch fundierte Psychotherapie, Psychotherapie-Ausbildung, therapeutische Identität, Identitätsbildung als Psychotherapeut

Keywords

Psychodynamic therapy, psychotherapeutic training, therapeutic identity

Zusammenfassung

Die Identifikation eines Psychotherapeuten mit seinem eigenen Konzept ist ein zentraler Wirkfaktor therapeutischen Erfolges und damit auch ein wichtiges Ziel einer therapeutischen Ausbildung. Die Identitätsbildung psychodynamischer Psychotherapeuten wird dadurch erschwert, dass die Ausbildung zu wenig Abgrenzung gegenüber der Psychoanalyse ermöglicht. In Analogie zu Cremerius' Forderung, „eine psychoanalytische Ausbildung auch psychoanalytisch zu organisieren“, wäre daher eine „tiefenpsychologisch fundierte Organisation“ der Ausbildung notwendig. Eine solche sollte der psychodynamisch reflektierten Integration anderer therapeutischer Methoden und der Konfrontation unterschiedlicher Perspektiven mehr Raum geben und damit dem Charakter der TfP als integrativem und offenem Verfahren gerecht werden.

Summary

The identification of a psychotherapist with his own method is an important factor of psychotherapeutic effect and therefore an important aim of therapeutic training. Constituting a therapeutic identity is more difficult for psychodynamic therapists because the training does not allow enough demarcation from psychoanalysis. In analogy to Cremerius' postulation, "to organize psychoanalytic training in a psychoanalytic way" a "psychodynamic way" of training should be promoted. Such an organisation should follow the character of psychodynamic therapy as an integrative and open method. That means to give credit to the usage and psychodynamic reflection of other therapeutic methods and includes the confrontation with different definitions and concepts of psychodynamic therapy.

Neither folksong nor sonata. Difficulties in constitution of an identity as a psychodynamic therapist

PDP 2008; 7: 240–249

Ein wichtiges Ziel der Ausbildung zur Psychotherapeutin ist die Bildung einer therapeutischen Identität. Aus meiner Perspektive als Kandidatin einer tiefenpsychologisch fundierten Ausbildung scheint mir, dass für uns an-

gehende TfPler die Aufgabe der Identitätsbildung nicht nur vollkommen anders aussieht als beispielsweise für die psychoanalytischen und verhaltenstherapeutischen Kollegen, sondern dass sie auch besonderen Schwierigkeiten unterliegt.

Suche nach einer tiefenpsychologischen Identität

Auch wenn es den Begriff einer „Tiefenpsychologisch fundierten Psychotherapie“ bereits seit den 60er-Jahren gibt, ist das Profil der TfP bislang unscharf geblieben – was nicht zuletzt daran liegt, dass sie bis heute Mühe hat, aus dem Schatten der Psychoanalyse herauszutreten und sich als eigenes Verfahren zu emanzipieren. Erst mit dem Psychotherapeutengesetz etablierten sich 1998 klar gegliederte Curricula für die nunmehr als Richtlinienverfahren anerkannte TfP. Und immer noch beklagen auch und gerade engagierte TfPler einen Mangel an Theoriebildung und Forschung (z.B. Fürstenau 2007, S. 177; Jaeggi et.al 2003, S. 15; Härdtle 2004). Die erste Schwierigkeit besteht also darin, den Begriff der TfP von dieser Unschärfe zu befreien und das eigene Profil herauszuarbeiten und selbstbewusst zu vertreten. Eine Schwierigkeit, aber auch eine Chance – so gesehen, gehören wir zu einer Pioniergeneration!

Das bedeutet allerdings auch, dass TfPler zu meist nicht von „tiefenpsychologischen Psychotherapeuten“ ausgebildet werden, sondern von Psychoanalytikern. Diese Gegenüberstellung ist falsch und richtig zugleich. Die Ausbildung in TfP ist einerseits an psychoanalytischen Instituten möglich; dort werden die Psychotherapeuten neben den Analyse Kandidaten, denen das Hauptaugenmerk gilt und an denen sich Ausbildung und Wertmaßstäbe orientieren, „mit“ ausgebildet. Die TfP fristet dort häufig nur ein Schattendasein (Eith 2004). Daneben gibt es auch Institute, die sich genuin der Ausbildung in TfP widmen. Und an diesen Instituten verstehen sich die Ausbilder häufig sehr deutlich als tiefenpsychologische Psychotherapeuten und haben gewissermaßen eine Doppelidentität als Analytiker und TfPler. In diesem Sinne wäre die Gegenüberstellung falsch, denn diese beiden Identitäten schließen sich nicht aus, im Gegenteil, die TfP wurde bislang wesentlich von Analytikern entwickelt. Zugleich jedoch hat die Tatsache, dass an vielen Instituten nahezu sämtliche Ausbilder Analytiker

sind, eine erhebliche Bedeutung für uns Ausbildungskandidaten, denn das bedeutet, dass zwischen uns und unseren Ausbildern ein unüberbrückbarer Unterschied besteht – diese haben eine „größere“ Ausbildung, haben die Möglichkeit, in einem Setting zu arbeiten, das uns verschlossen bleibt (Couch), Patienten sehr viel länger zu sehen und „tiefer“ zu kommen als wir. Sprich: Sie haben die Möglichkeit, auf einer Klaviatur zu spielen, die uns nicht zugänglich ist.

Gerade aus psychodynamischer Sicht ist uns klar, dass es erstens unvermeidlich und zweitens mit Blick auf die Ausbildung einer professionellen Identität auch wichtig ist, dass sich Ausbildungskandidaten mit ihren Ausbildern und Selbsterfahrungsleitern identifizieren und identifizieren können. Lernen geschieht im ersten Schritt über Identifizierung, bevor der Lernende dann später beginnt, eine eigenständige professionelle Identität auszubilden, die sich an manchen Punkten von den Lehrern abgrenzt, bevor er auch beginnt, mit diesen gleichzuziehen – sie vielleicht sogar zu überholen. Dieser Weg ist für uns Tiefenpsychologen schon in der Vorstellung kaum gangbar. Denn durch den Ausbildungsunterschied scheint es schwierig bis unmöglich zu sein, unsere Ausbilder und Lehrtherapeuten jemals „einzuholen“. Und da die tiefenpsychologische Welt ausgesprochen große Überschneidungen mit der psychoanalytischen Welt hat, wird dieser Ausbildungsunterschied implizit oder explizit mit einem Kompetenzunterschied und einem Statusunterschied von allerhöchstem Ausmaß gleichgesetzt.

Entsprechend ist die tiefenpsychologische Psychotherapie immer wieder Anfeindungen und Abwertungen ausgesetzt. Zu den bekanntesten – das sich immerhin dadurch auszeichnet, dass es in Form eines schönen Bonmots daherkommt – gehört das Diktum, dass die TfP einer Liaison zwischen Psychoanalyse und kassenärztlicher Vereinigung entstammt. Demgemäß wäre sie also ein Bastard aus den Grundsätzen einer guten Behandlung und den pragmatischen Zwängen schnöder Ökonomie. Eine andere besagt, die Psychoanalyse sei die „Sonate“ (also die Hochkultur), die TfP dagegen das (künstlerisch

eher schlichte und wenig anspruchsvolle) „Volkslied“.

Für uns Ausbildungskandidaten ergibt sich daraus ein nicht zu unterschätzendes Problem. Ebenso wie für die Psychoanalytiker sind für uns die psychodynamischen Konzepte von „Übertragung“ und „Gegenübertragung“, von „Widerstand“ und „Szene“ von hoher Relevanz und ein wichtiger Teil der Ausbildung besteht darin, diese Konzepte kennen und sie in den eigenen Behandlungen anwenden zu lernen. Das bedeutet eine intensive Auseinandersetzung mit der Psychoanalyse, der diese Konzepte entstammen. Und auch diejenigen, welche die Ausbildung mit einer großen Skepsis gegenüber der Psychoanalyse begonnen haben (und das sind gerade an den genuin tiefenpsychologischen Instituten viele), beginnen die Analyse und die Analytiker im Laufe der Zeit immer mehr zu schätzen. Aber auch dann, wenn die Ausbilder die Abwertung der TfP nicht übernehmen, bleibt die Frage, was denn jetzt das Eigene ist, wie eine eigene tiefenpsychologische Identität aussehen könnte, seltsam unbeantwortet. Und so umfangreich, anstrengend und aufreibend die Ausbildung auch ist – bei vielen bleibt ein eigentümliches Unbehagen, eigentlich „nichts richtiges“ zu werden. An allen Punkten, an denen die Suche nach einer eigenen therapeutischen Identität beginnen könnte – bei der Theorie des eigenen Verfahrens, in der Identifikation mit den Ausbildern – läuft die Suche ins Leere und mündet in die Psychoanalyse. Pointiert gesagt ist in unsere Ausbildung ein Minderwertigkeitsgefühl gegenüber den Analytikern geradezu mit eingebaut.

Meine eigene Situation ist insofern eine besondere, als ich die Ausbildung mit einer soliden Identität als Beraterin begonnen habe. In meinen Beratungsausbildungen stellte sich ein ähnliches Problem: Denn Beratung muss sich (ähnlich wie die TfP gegenüber der Psychoanalyse) von der Therapie abgrenzen und des Vorwurfs erwehren, dass die „eigentliche Arbeit“ doch erst in der Therapie beginne, dass den „wirklich schwierigen Klienten“ doch ohnehin nur dort geholfen werden könne und dass überdies Therapeuten die bessere Ausbildung hätten.

Allerdings war in diesen Ausbildungen etwas Grundlegendes anders. Unsere Ausbilder waren genau das, was wir werden wollten, nämlich Berater und zudem von der selbstsicheren Überzeugung getragen, dass Beratung nicht weniger ist als Therapie, sondern etwas anderes. Weil zum Beispiel Menschen mit einer Borderline-Struktur häufig Beziehungsprobleme bekommen, landen sie in großer Zahl in Paar- und Erziehungsberatungsstellen. Dort trifft man also häufig auf das gleiche Klientel wie in der Therapie – allerdings kommen die Klienten mit einem anderen Auftrag. In der Beratung geht es nicht um „Krankheit“ und „Heilung“, sondern um konkrete Probleme und die Frage, wie die Klienten dabei unterstützt werden können, diese Probleme auf tragfähige Weise in begrenzter Zeit zu lösen. Die Aufgabe ist also, mit Blick auf ein konkretes Ziel das Maß an Progression und Verhaltensänderung zu erarbeiten, das dem Klienten im Rahmen seiner Struktur möglich ist. Um diesen Auftrag erfüllen zu können, muss ein Berater nicht nur viel von der psychischen Situation des Klienten verstanden haben, sondern auch über ein breites Spektrum ressourcenorientierter Arbeitsweisen verfügen und über die Fähigkeit, diese in unterschiedlichsten Situationen angemessen einzusetzen. Selbstverständlich ist die Grenze zwischen Beratung und Therapie unscharf und diese Abgrenzung angreifbar (z.B. Plois 2005). Dennoch scheint mir die Kunst der ‚Beratung‘ nach wie vor nicht geringer zu sein als die Kunst der Psychotherapie – und keine, welche Psychotherapeuten gewissermaßen zwangsläufig nebenher „mitlernen“.

Mit diesem Hintergrund bin ich also an die TfP herangegangen, also mit der Frage: Was ist eigentlich unsere Kunst als TfPler – oder, um im Bild zu bleiben: was wäre eigentlich unsere entsprechende Form in der Musik? Denn bekanntlich gibt es neben Volkslied und Sonate noch eine ganze Reihe höchst eigenständiger Musiktraditionen – vielleicht also eher Jazz? Wo gibt es Punkte, wo wir nicht weniger sind als Psychoanalytiker, sondern etwas anderes; was sind die speziellen Chancen unserer Therapieform, welche Möglichkeiten stehen dabei uns offen, die der Analyse (horribile dictu!) versagt bleiben?

Und brauchen wir womöglich Fähigkeiten, die in einer analytischen Ausbildung nicht nebenher mitgelernt werden?

Man mag mich für ungeduldig halten, wenn ich anmerke, dass diese Fragen bislang wenig Antwort gefunden haben. Immerhin: Die Ausbildung ist noch nicht zu Ende und fünf Jahre sind gewiss nicht zu viel, um in Ruhe die psychodynamischen Konzepte, welche die TfP mit der Analyse teilt, zu lernen und anwenden zu lernen. Das hieße allerdings, die Frage der tiefenpsychologischen Identität auszulagern und zu einer Aufgabe zu machen, welche die Kandidaten nach der Ausbildung mit sich alleine zu lösen haben. Damit würde nicht nur eine Chance verspielt werden, sondern die Ausbildung würde ihr Ziel verfehlen – jedenfalls dann, wenn TfP als eigenständiges Verfahren vermittelt werden soll; jedenfalls dann, wenn man davon ausgeht, dass die Identifikation eines Psychotherapeuten mit seinem eigenen Konzept und seine Begeisterung für dieses Konzept ein zentraler Wirkfaktor für therapeutischen Erfolg sind (Wampold 2001, zitiert nach Kahl-Popp 2004).

Cremerius hat 1987 gefordert, die psychoanalytische Ausbildung auch „psychoanalytisch zu organisieren“. Könnte es analog dazu eine „tiefenpsychologisch fundierte Organisation“ der Ausbildung in TfP geben und wie würde diese aussehen? Und wie könnte die Ausbildung stärker zur Identitätsbildung beitragen und die TfP wirklich als eigenständiges Verfahren vermitteln?

Eine „Psychotherapie fürs Volk“

Die Annäherung an diese Fragen erfordert zunächst eine Annäherung an die TfP selber. Was ist denn nun tiefenpsychologisch fundierte Psychotherapie?

Nach wie vor hat sie um ihren Rang als eigenständiges Verfahren zu kämpfen. Viele Psychoanalytiker betonen nach wie vor ihren Charakter als „von der Psychoanalyse abgeleitetes Verfahren“ und kämpfen mit zum Teil hohem Einsatz

um die Definitions- und Ausbildungsmacht über die TfP (Eith 2004). Dies ist vor dem Hintergrund der enormen Bedeutung des Verfahrens in der ambulanten und stationären Versorgungsrealität sicherlich verständlich, allerdings scheint es bei diesem Bemühen weniger um die Wertschätzung der TfP und um die Weiterentwicklung dieses Verfahrens zu gehen als um die Angst vor einem weiteren Bedeutungsverlust der Psychoanalyse. Von Seite der TfPler dagegen wird von einer „breiteren“ Konzeption der TfP ausgegangen: Diese sei mehr und anderes als eine bloße Anwendung der Psychoanalyse und „ihre Eigenständigkeit steht außer Frage“ (Fürstenau 2007, S. 214; ähnlich auch z.B. Jaeggi 2004; Wöller, Kruse 2005).

Das dabei skizzierte Profil des Verfahrens lässt sich etwa folgendermaßen zusammenfassen: Die Chance der TfP wird darin gesehen, vielfältige therapeutische Techniken auf der Basis eines psychodynamischen Grundverständnisses integrieren zu können. Besonders hervorgehoben wird dabei die Integration ressourcenorientierter Perspektiven und Arbeitsweisen, deren Bedeutung für den therapeutischen Erfolg außer Frage steht und die in der Psychoanalyse theoretisch und methodisch kaum ausgearbeitet sind. Mit dieser verstärkten Ausrichtung auf die gesunden Ich-Anteile des Patienten verändert sich auch die Zielrichtung der Therapie. Eine so verstandene TfP verabschiedet sich vom psychoanalytischen Ideal, neurotische Konflikte grundlegend „lösen“ zu wollen ebenso wie von der psychoanalytischen Vorstellung einer grundlegenden strukturellen Persönlichkeitsveränderung (wohl wissend, dass auch die Psychoanalyse selber diese Ziele höchstens annäherungsweise erreicht, wie Freud bereits 1937 zugestanden hat). Stattdessen tritt die Bewältigung aktueller Lebensaufgaben in den Mittelpunkt – und die Frage, warum und auf welche Weise der Patient daran zu scheitern droht, wie man dieses Scheitern biografisch verstehen kann und welche Unterstützung der Patient bei der Bewältigung dieser aktuellen Entwicklungsaufgaben braucht.

Damit orientiert sich die TfP sehr viel stärker an den Zielen, welche die Patienten selber for-

mulieren – denn Patienten haben in aller Regel von sich aus nicht den Wunsch nach einer großen Analyse (und wo sie ihn haben, wäre zunächst zu fragen, ob dieser Wunsch nicht als Abwehr von Realitätsbewältigung zu verstehen wäre). In der TfP wird die Erarbeitung realistischer Ziele nicht nur zur ersten therapeutischen Aufgabe, sondern unter Umständen bereits zu einer zentralen Intervention (Fürstenau 2007, S. 186). Ausgehend von dieser Konzeption muss es keineswegs als Scheitern verstanden werden, wenn Patienten nach Abschluss einer Therapie erneut therapeutische Unterstützung suchen: mehrmalige und fraktionierte Therapien werden zum konzeptualisierungsfähigen Normalfall.

Mit dieser Art therapeutischer Arbeit ist ein anderes Beziehungsverständnis verbunden, in der die reale Beziehung zwischen Patient und Therapeut an Bedeutung gewinnt. Der Therapeut lässt Übertragungen nicht anwachsen, sondern unterstützt den Patienten zügig dabei, diese Übertragungen als früher überlebensnotwendige, heute aber dysfunktionale Beziehungsmuster zu durchschauen und sich davon zu distanzieren (Fürstenau 2007, S. 183ff). Im Mittelpunkt stehen also neue Beziehungserfahrungen; die Identifikation mit dem Therapeuten und Lernerfahrungen spielen eine größere Rolle (Härdtle 2004). Das verlangt ein „Heraustreten des Therapeuten aus der Anonymität, wie sie bei langen und hochfrequenten Therapien nicht nötig ist“ (Jaeggi 2004, S. 172). Wie wichtig eine solche von Freundlichkeit, Zuwendung und Unterstützung geprägte Beziehungsgestaltung in der tiefenpsychologischen Therapie ist, haben Sandell et al. in einer umfangreichen Studie gezeigt. Ihnen zufolge wirkt sich die „klassische“, von Neutralität geprägte analytische Haltung im niederfrequenten therapeutischen Setting nachteilig aus – was die Forscher als Hinweis darauf werten, „dass es zwischen Psychoanalyse und Psychotherapie einen qualitativen Unterschied gibt und dass es sich um zwei verschiedene Dinge handelt“ (Sandell et al. 1999, 2001).

Darüber hinaus kommen die Autoren zu dem Befund, dass die klassisch analytische Beziehungsgestaltung auch im analytischen Setting

„keinen zusätzlichen Nutzen“ bringe (Sandell et al. 2001, S. 308). Die Studie erlaubt also die Frage, ob eine ‚tiefenpsychologische Beziehungsgestaltung‘ in psychodynamischen Behandlungen nicht generell einer ‚analytischen Beziehungsgestaltung‘ ebenbürtig oder sogar überlegen ist. In die gleiche Richtung geht auch Jaeggis Überlegung, ob wirklich so selbstverständlich davon auszugehen ist, dass die große Analyse „tiefer“ geht als die TfP. Sie weist darauf hin, dass gerade der Einsatz nicht-verbale Therapieformen oft sehr viel schneller in vorsprachliche Bereiche führen kann als sprachliche (Jaeggi 2004, 174f.). Auch ihr Hinweis auf Ergebnisse der Outcome-Forschung, denen zufolge die Unterschiede zwischen TfP und Psychoanalyse „nicht besonders markierend sind“ (Jaeggi 2004, 174), ist angesichts dessen, wie viel mehr Zeit Psychoanalytiker zur Verfügung haben, bemerkenswert. – Es scheint also, als müsste sich die TfP neben der Psychoanalyse nicht verstecken.

Es liegt eine gewisse Ironie darin, dass die erste Vision einer solchen Therapieform von niemand anderem als Sigmund Freud stammt. Dieser hat schon 1919 die – damals „phantastisch“ anmutende – Vision einer „Therapie für breitere Volksschichten“ entworfen, welche es nötig machen werde, „das Gold der Analyse reichlich mit dem Kupfer der direkten Suggestion zu legieren“ (Freud 1919). Freud nahm also nicht nur die bahnbrechende gesellschaftliche Veränderung vorweg, welche breiten Bevölkerungsschichten die seinerzeit der Oberschicht vorbehaltene Analyse zugänglich machen würde – er hatte auch Vorstellungen davon, welche Veränderungen der therapeutischen Technik nötig sein würden, um diese Herausforderung zu bewältigen.

Allerdings legte er der TfP bei dieser Gelegenheit auch die Bürde in die Wiege, unter der sie bis heute leidet: nämlich die Abwertung. Denn Freud stellte die notwendigen Anpassungen der Technik durch die Metaphorik geradezu als Verunreinigung von etwas sehr Kostbaren („Gold“) dar. Ebenso ließ Freud keinen Zweifel daran, dass in der neuen „Psychotherapie fürs Volk“ die „wirksamsten und wichtigsten Bestandteile gewiss die bleiben, die von der strengen, der ten-

denzlosen Psychoanalyse entlehnt worden sind“ (Freud 1919, 193f). Damit machte er die „strenge, tendenzlose Analyse“ zum Maßstab und zur eigentlichen therapeutischen Richtschnur und ließ keinen Spielraum für grundlegende Veränderungen und therapeutische Weiterentwicklungen. Kurz: Er legte die Psychoanalyse auf die klassische Technik fest und schloss bereits dreißig Jahre nach Beginn der therapeutischen Praxis und der theoretischen Beschäftigung mit dem Unbewussten aus, dass es fortan noch grundlegende therapeutische Neuerungen und Erkenntnisse geben könne. Wie mächtig und einengend diese Metapher vom reinen „Gold der Analyse“ bis heute wirkt, hat Wiegand-Greif (2004) vor kurzen eindringlich dargestellt.

Umso erstaunlicher ist es, dass Freud selber in seiner therapeutischen Praxis offenbar ganz anders agierte, nämlich flexibel und undogmatisch, zugewandt und warmherzig, Geschenke ebenso wenig scheuend wie Ratschläge, eher unbekümmert im Umgang im Umgang mit Anonymität und Abstinenz und ganz gewiss nicht ‚neutral‘ (Cremerius 1981, Kowalczyk 2004). Cremerius konstatiert eine „enorme Diskrepanz zwischen seinen Schriften zur Theorie der Technik [...] und seinem praktischen Handeln“ und vermutet, dass ihm die strenge klassische Technik als allgemeine Richtschnur mit Blick auf Schüler und Nachfolger sicherer schien als solch ein unregelmäßiger Stil (Cremerius 1981, 350).

Womöglich könnte man also die TfP als Versuch sehen, diese Freudsche Diskrepanz zwischen Theorie und Praxis von der Seite der therapeutischen Praxis her zu überwinden – also das Ideal der „tendenzlosen Analyse“ aufzugeben und eine eigenständige psychodynamische Therapierichtung auf der Basis der längst vorhandenen und seit Freud vielfältig weiter entwickelten therapeutischen Praxis zu entwickeln. Die differenzierte Theorie dieses Verfahrens wäre allerdings noch zu entwickeln, auch wenn es im Rahmen der psychoanalytischen Literatur viele und zentrale Anknüpfungspunkte gibt. So käme beispielsweise sicherlich kein Entwurf einer „tiefenpsychologischen Beziehungsgestaltung“ an den Arbeiten von Balint (1968) und Stern et al. (2002)

vorbei. Das würde bedeuten, den Titel „Psychotherapie fürs Volk“ mit Stolz zu tragen und zu akzeptieren, das illegitime und im Schatten aufgezogene Kind des Übervaters zu sein. Und es würde bedeuten, Therapie nicht als Kunstform und Forschungsinstrument zu betrachten, sondern als schlichtes Werkzeug zur Linderung von Leiden – und ernst zu nehmen, dass Gold durch die Legierung mit Kupfer und anderen Metallen zwar verunreinigt, aber auch gehärtet und für praktische Belange erst tauglich wird.

Mit einem solchen Entwurf als ausdrücklich integrativ verstandenes Verfahren auf psychodynamischer Grundlage würde sich die TfP vom Schulcharakter der klassischen Analyse verabschieden. Darin liegt die Chance, die oft beklagte Tendenz der Psychoanalyse zur dogmatischen Erstarrung und zu Glaubenskriegen hinter sich zu lassen. Zugleich beinhaltet das die ebenfalls oft beschworene Gefahr von „Beliebigkeit“ und blindem Eklektizismus. Eine so verstandene TfP stellt sich in ein Spannungsfeld: Auf der einen Seite ist sie klar in einem psychodynamischen Verständnis psychischer Störungen und des therapeutischen Prozesses verwurzelt, auf der anderen Seite offen für andere therapeutische Methoden und Neuentwicklungen. Die Gestaltung dieses Spannungsfeldes muss also in der Theorie und Praxis dieses Verfahrens stets mitgedacht und mitkonzeptualisiert werden. Und sie muss – und damit sind wir wieder bei unserem Thema – Teil der Ausbildung in TfP sein.

Seitenblick auf die Diskussion zur psychoanalytischen Ausbildung

Auch die Diskussion über eine angemessene tiefenpsychologische Ausbildung kann auf psychoanalytische Vorarbeiten zurückgreifen. Die Diskussion über die analytische Ausbildung begann früh und sie galt von Beginn an der dem analytischen Ausbildungssystem innewohnenden „Tendenz zur Dogmatik“ (Balint 1947, S. 311). Balint gab das

Leitmotiv vor: Die Art der Ausbildung arbeite dem bewussten Ziel derselben, nämlich unabhängige, eigenständige und kreative Therapeuten mit einem „starken kritischen Ich“ auszubilden, geradezu diametral entgegen und erinnere eher an „die Initiationsriten der Primitiven“, die den Neuling dazu zwingen sollten, die Ideale des Clans unkritisch zu introjizieren. Zu einem ähnlich polemischen Befund kam später Kernberg, der die analytischen Institute als eine „Kombination aus Berufsschule und Priesterseminar“ sah, an der die Kreativität der Ausbildungskandidaten geradezu gezielt unterdrückt werde (Kernberg 1984, 1998).

Die intensive Diskussion der jüngsten Zeit (Target 2003; Wiegand-Grefe 2004; Kahl-Popp 2004, 2007; Buchholz 2007) zeigt, dass die Kritikpunkte bis heute im Wesentlichen die gleichen geblieben sind: Die Ausbildung infantilisiere, führe zu einer unkritischen und übergroßen Identifikation mit den Ausbildern und im Gegenzug zu einer Abwertung von Kritikern und anderen therapeutischen Verfahren. Und sie behindere die Kreativität der Kandidaten – unter anderem dadurch, dass diesen kaum Möglichkeiten gegeben würden, Berufserfahrungen aus anderen Bereichen und Kenntnisse anderer therapeutischer Richtungen mit einzubringen.

An Veränderungsvorschlägen gab es keinen Mangel und sie zielten sämtlich in die gleiche Richtung. Schon Balint befand, dass Ausbildungskandidaten (auf der Basis einer gründlichen Eigenanalyse) mehr Freiraum und weniger Kontrolle bräuchten. In das gleiche Horn stieß – mit dem Hinweis auf eigene Ausbildungserfahrungen bei Freud – Bernfeld (1962). Er benannte als erster die Notwendigkeit, dass die Ausbildung sich an psychoanalytischem Geist und an psychoanalytischen Methoden orientieren müsse, wenn sie den Kandidaten wirklich in diese einführen wolle. Diesen Gedanken brachte Cremorius 1987 auf die bereits zitierte griffige Forderung, eine psychoanalytische Ausbildung auch psychoanalytisch zu organisieren – eine Forderung, die Kahl-Popp jüngst zu einem pädagogischen Konzept entfaltete (Kahl-Popp 2004, 2007). Sie sieht die entscheidende Aufgabe der Ausbildung darin, die Kandidaten dabei zu unter-

stützen, in stetiger Auseinandersetzung mit den Supervisoren und vor allem mit den Patienten ihr eigenes Behandlungskonzept zu entwickeln. Die Aufgabe der Supervisoren bestünde dabei wesentlich darin, „dem Studierenden Orientierung für die Übersetzung der verschlüsselten Mitteilungen seines Patienten anzubieten, ihn zu ermutigen, von seinen Patienten zu lernen und seine eigenen Reaktionen auf den Patienten zu verstehen, zu integrieren und heilsame Interventionen zu entwickeln“ (Kahl-Popp 2004, S. 415).

Diesem Konzept hat Buchholz kürzlich ein erkenntnistheoretisches Fundament gegeben (Buchholz 2007). Er verweist darauf, dass therapeutisches „Können“ wie jede Art von praktischer Kompetenz im Gegensatz zum „epistemischen Wissen“ nicht anhand von Regeln vermittelbar sei. Denn Können sehe nur so aus, als sei es von Regeln geleitet worden – real würden die Regeln immer erst im Nachhinein aus erfolgreichem Handeln abgeleitet und häufig könne nicht einmal der „Könnner“ selber angeben, woran er sich handelnd orientiert habe. Es sei daher per se unmöglich, therapeutisches Können anhand von Regeln zu vermitteln und dem Kandidaten zu sagen, wie es richtig gehe – die Lehre habe wesentlich darin zu bestehen, anhand prototypischer Situationen Lernen zu ermöglichen und den Kandidaten bei der Ausbildung seines eigenen Behandlungskonzeptes ermutigend und kritisch zu begleiten.

Lässt sich die Ausbildung in TFP tiefenpsychologisch organisieren?

Jaeggi et al. (2003) haben darüber hinaus ein Konzept tiefenpsychologischer Ausbildung vorgelegt, das Erfahrungen der Berliner Akademie für Psychotherapie in der Ausbildung von TFPlern bilanziert. Ein Kernanliegen der Gruppe ist es, die Kandidaten als Personen stärker einzubeziehen. Das bedeutet, ein Lernen zu ermöglichen, das vom Erleben ausgeht, Selbsterfahrungsantei-

le zu integrieren und explizit an Vorerfahrungen der Kandidaten anzuknüpfen. Lernen sei mehr als lediglich kognitives Lernen, es müsse Denken, Fühlen und Handeln umschließen. Daher seien auch praktische Anteile (zum Beispiel Rollenspiele) bereits in der theoretischen Ausbildung wichtig – das Üben solle nicht erst am Patienten beginnen. Und schließlich wird viel Wert auf die Ausbildungsgruppe gelegt: Die Ausbildung findet in stabilen Gruppen statt, sodass eine Atmosphäre von Vertrauen entstehen kann, die es erleichtert, sich auf rollenbezogene Selbsterfahrung und Selbstreflexion einzulassen und sich dort wie später in den Fallseminaren auch und gerade mit Unsicherheit und Defiziten zu zeigen.

Mit diesem Entwurf werden im Grunde die von Ruth Cohn 1975 entworfenen und in der Themenzentrierten Interaktion (z.B. Langmaack, Braune-Krickau 1989) ausformulierten pädagogischen Erkenntnisse und Konzepte, die seither Schule und Erwachsenenbildung gleichermaßen revolutioniert haben, nun auch auf die psychodynamische Ausbildung übertragen – was sicherlich eine enorme Verbesserung der Didaktik bedeutet. Auch an diesem Punkt lohnt es sich also, von anderen psychologischen Richtungen zu lernen und diese Ansätze von einem spezifisch psychodynamischen Standort aus zu integrieren – und etwa die Gruppe nicht nur als Ort des Lernens zu begreifen, sondern nach Art nach der Balintgruppen auch als Spiegel unbewusster Prozesse und Gegenübertragungsreaktionen, die mit Themen oder mit bestimmten Patienten verbunden sind.

Allerdings scheint mir, dass eine „tiefenpsychologisch fundierte Organisation“ der Ausbildung in TfP noch mehr und anderes bedeuten würde – jedenfalls dann, wenn man die TfP als eigenständiges Verfahren und als integratives Verfahren auf psychodynamischer Grundlage verstehen will. Dann müsste die Organisation der Ausbildung von Form und Inhalt her nicht nur die psychodynamischen Aspekte aufgreifen, sondern auch die Eigenheiten des Verfahrens und insbesondere den integrativen Aspekt.

Das würde beispielsweise heißen, die Diskussion darüber, was TfP ist und welche Besonder-

heiten das Verfahren in Abgrenzung zur Analyse hat, zum Thema zu machen und etwa über Beziehungsgestaltung und Ressourcenorientierung zu sprechen und zu diskutieren. Dabei ginge es nicht nur darum, die Kandidaten über den gegenwärtigen Stand der Diskussion in Kenntnis zu setzen; viel wichtiger wäre es, diese Diskussion selbst zum Teil der Ausbildung zu machen. Denn auch an den Instituten selber sind durchaus unterschiedliche Vorstellungen von der TfP vertreten – auch dort vertreten Ausbilder ein „enges“ Verständnis der TfP und sehen sie als Teil der Analyse, während andere sich dezidiert davon abgrenzen.

Diese Diskussion sollte offensiver geführt und zum integrativen Teil der Ausbildung werden – die Kandidaten sollten in diese Diskussion einbezogen werden. Denn wenn die TfP nicht ihrerseits zu einer Schule erstarren will, dann wird die permanente Selbstreflexion und Selbstvergewisserung Teil der TfP bleiben und ein wichtiger Teil der Ausbildung müsste darin liegen, die Kandidaten dabei zu unterstützen, ihren eigenen Standort in dieser Diskussion immer wieder neu zu überprüfen und zu finden.

Diese Art diskursiver Lehre könnte in mehrfacher Weise zur Identitätsbildung beitragen: erstens durch die Vermittlung von Wissen über die TfP, zweitens durch das darin enthaltene Selbstverständnis einer TfP mit einem „breiten Dach“ für verschiedene theoretische Ansichten und der Bereitschaft und Fähigkeit zu beständigen kritischen und selbstkritischen fachlich fundierten Auseinandersetzung. Und drittens dadurch, dass auch die Ausbilder in ihrem tiefenpsychologischen Selbstverständnis angefragt und damit sichtbar würden.

Zu einer solchen Konzeption der Ausbildung würde auch gehören, dass sich das Integrative der TfP in der Auswahl der Ausbilder und der Themen spiegelt. Das würde bedeuten, dass verstärkt Ausbilder einbezogen werden, die andere Verfahren auf Basis einer psychodynamischer Sichtweise auf Störungen und Therapieprozesse in ihre therapeutische Praxis integrieren – seien es Analytiker, genuine TfPler oder auch Praktiker anderer Schulen, die sich ein psychodynamisches

sches Grundverständnis außerhalb einer klassischen Ausbildung erworben haben. Es gibt zahlreiche entsprechende Ansätze, etablierte und neuere (z.B. Fischer et al. 2003; Fürstenau 2007; Geissler 1998; Kumbier 2008; Lohmer 2005; Reddemann 2001, 2007; Trautmann-Voigt 2006; Vogt 2006). Auch in den Kliniken würde man leicht fündig werden. Auf diese Weise würde nicht nur ein Bild davon vermittelt werden, wie fundierte integrative Praxis aussehen kann – auch hier könnte die Diskussion im Seminar und die Konfrontation unterschiedlicher Sichtweisen dazu beitragen, dass die Kandidaten lernen können, Chancen, Risiken und Nebenwirkungen des psychodynamischen Einsatzes unterschiedlicher Methoden abzuwägen, Indikationen und Kontraindikationen zu bewerten und ein Bild davon zu bekommen, was es bedeutet, den Einsatz anderer Methoden in Selbstreflexion und Intervention wie auch im Kontakt mit dem Patienten psychodynamisch auszuwerten.

Vor dem Hintergrund eines integrativen Therapieverfahrens gewinnen also die Forderungen aus der psychoanalytischen Ausbildungsdiskussion, dass die Ausbildung Kandidaten vor allem bei der Entwicklung eines eigenen Therapiekonzepts zu unterstützen habe und dass in der Ausbildung Raum dafür sein muss, Erfahrungen aus anderen Praxiskontexten und andere Ausbildungserfahrungen einzubringen, eine andere und grundsätzlichere Bedeutung. Denn hier stehen die angehenden Therapeuten noch wesentlich mehr als in anderen Verfahren vor der Aufgabe, unter dem Dach der TfP ein eigenes Konzept zu entwickeln. Sie müssen also dazu befähigt werden, dieses Konzept angesichts neuer und anderer therapeutischer Erfahrungen, Aufgaben und Kenntnisse immer wieder neu zu reflektieren und zur Diskussion zu stellen.

Die Ausbildungsinstitute wären damit nicht nur Orte der Lehre, sondern geradezu Laboratorien, in denen die TfP entsteht und sich weiterentwickelt. Vielleicht erweist sich die Metapher vom „Jazz“ tatsächlich als passend für die TfP. Denn während bei Sonate und Volkslied Melodien vom Blatt gespielt werden, setzt der Jazz viel mehr auf

Improvisation. Allerdings ist diese Improvisation nicht beliebig, sondern an einen Rahmen, an bekannte Harmoniefolgen und an die Abstimmung mit ebenfalls improvisierenden Mitspielern gebunden. Daher stellt Jazz hohe Anforderungen an die Technik der Musiker – und an die didaktischen Fähigkeiten der Ausbilder.

Beides dürfte auch für die TfP gelten. Eine so verstandene tiefenpsychologisch fundierte Lehre würde nicht nur an die Organisation der Ausbildung, sondern auch an die Ausbilder besondere Ansprüche stellen. Denn wenn die Kandidaten die beständige kritische Selbstreflexion lernen sollen, dann wäre dieser Anspruch zuallererst an die Ausbilder zu stellen. Das erfordert eine andere Haltung nicht nur dem eigenen Verfahren, sondern auch den Kandidaten gegenüber, nämlich die Bereitschaft, auch sich selber kritisch in Frage zu stellen und in Frage stellen zu lassen – eine Haltungsveränderung, die womöglich der Veränderung von der „analytischen“ zur „tiefenpsychologischen“ Beziehungsgestaltung gar nicht so unähnlich ist.

Wenn Cremerius recht hat mit seiner Begründung für die Diskrepanz zwischen Theorie und therapeutischer Praxis bei Freud, dann hat dieser offenbar nicht daran geglaubt, dass eine solche Lehre möglich sein kann und sich daher dafür entschieden, Therapie und Ausbildung wesentlich stärker zu reglementieren als er selber es praktiziert hat. Allerdings sind seither 80 Jahre vergangen, in denen Individualisierung und Emanzipation die Leitgedanken der gesellschaftlichen Entwicklung waren.

Womöglich können und sollten wir daher heute zu einem anderen Ergebnis kommen als Freud und darauf setzen, dass die Ausbildung von Therapeuten vielleicht kein „unmöglicherer Beruf“ ist als die Therapie von Patienten. Das Wagnis könnte lohnen, denn in so organisierten Ausbildungsinstituten dürfte die Chance steigen, Therapeuten mit jenem Maß an Eigenständigkeit und „Respektlosigkeit“ auszubilden, das bereits Balint (1953) für unabhängige und kreative Therapeuten für unabdingbar hielt.

Literatur

- Balint M (1968). *Therapeutische Aspekte der Regression*. Die Theorie der Grundstörung. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Balint M (1947). Über das psychoanalytische Ausbildungssystem. In: *Die Urformen der Liebe und die Technik der Psychoanalyse*. Stuttgart: Klett-Cotta, 307–332.
- Balint M (1953). Analytische Ausbildung und Lehranalyse. In: *Die Urformen der Liebe und die Technik der Psychoanalyse*. Stuttgart: Klett-Cotta, 333–346.
- Bernfeld S (1962). Über psychoanalytische Ausbildung. *Forum der Psychoanalyse* 23 (1), 76–89.
- Buchholz MB (2007). Das Können des Unbegrifflichen. *Psycho-News-Letter der DGPT* Nr. 59.
- Cohn R (1975). Von der Psychoanalyse zur themenzentrierten Interaktion. Von der Behandlung einzelner zu einer Pädagogik für alle. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Cremerius J (1981). Freud bei der Arbeit über die Schulter geschaut. Seine Technik im Spiegel von Schülern und Patienten. In: *Vom Handwerk des Psychoanalytikers*, Bd. 2. Stuttgart-Bad Cannstatt: frommann holzboog, 326–363.
- Cremerius J (1987). Wenn wir als Psychoanalytiker die psychoanalytische Ausbildung organisieren, müssen wir sie psychoanalytisch organisieren! *Psyche* 41, 1067–1095.
- Eith T (2004). Sollen Psychoanalytiker Psychotherapeuten ausbilden? Überlegungen zur Frage der tiefenpsychologisch fundierten Ausbildung. *Forum der Psychoanalyse* 20 (2), 208–225.
- Fischer G, Reddemann L, Bering B, Barwinski R (2003). *Traumadaaptierte Tiefenpsychologisch fundierte und Analytische Psychotherapie*. Definition und Leitlinien. Heidelberg: Springer.
- Freud S (1919). *Wege der psychoanalytischen Therapie*. Gesammelte Werke, Bd. Band XII, 181–194.
- Freud S (1937). Die endliche und die unendliche Analyse. In: *Gesammelte Werke*, Bd. XVI, 59–99.
- Fürstenau P (2007). *Psychoanalytisch Verstehen, systemisch Denken, suggestiv Intervenieren*. 3. Auflage. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Geissler P (1998) (Hrsg.). *Analytische Körperpsychotherapie in der Praxis*. München: J. Pfeiffer.
- Härdtle R (2004). Zum Verhältnis zwischen TfP und Psychoanalyse. Die tiefenpsychologisch fundierte Psychotherapie als eigenständiges Verfahren oder von der Psychoanalyse abgeleitete Methode? *PDP* 3, 67–98.
- Jaeggi E (2004). Beziehungsgestaltung in zeitbegrenzten Psychotherapien. *PDP* 3, 167–176.
- Jaeggi E, Gödde G, Hegener W, Möller, H (2003). *Tiefenpsychologie lehren – Tiefenpsychologie lernen*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Kahl-Popp J (2004). Lernziel: Kontextbezogene psychotherapeutische Kompetenz. Gedanken zur psychoanalytischen Ausbildung. *Forum der Psychoanalyse* 20 (4), 403–418.
- Kahl-Popp J (2007). *Lernen und Lehren psychotherapeutischer Kompetenz am Beispiel der psychoanalytischen Ausbildung*. Würzburg: Ergon.
- Kernberg O (1984). Veränderungen in der Natur der Psychoanalytischen Ausbildung, ihrer Struktur und ihrer Standards. In: *Wallerstein RS (Hrsg). Veränderungen bei Analytikern und in der Analytikerausbildung*. Schriftenreihe der Int. Psa. Vereinigung, Bd. 4, 59–65.
- Kernberg O (1998). Dreißig Methoden zur Unterdrückung der Kreativität von Kandidaten der Psychoanalyse. *Psyche* 52: 199–213.
- Kowalczyk A (2004). Sigmund Freud als Kurzzeittherapeut. Ein Lob der Single-Session. *PDP* 3, 77–84.
- Kumbier D (2008). Eine Brücke zwischen Couch und Coaching. Das „Innere Team“ in der tiefenpsychologischen Psychotherapie. In: *Schulz von Thun F, Kumbier D (Hrsg). Impulse für Beratung und Therapie*. Reinbek: Rowohlt.
- Langmaack B, Braune-Krickau M (1989). Wie die Gruppe laufen lernt. Anregungen zum Planen und Leiten von Gruppen – ein praktisches Lehrbuch. München: PVU.
- Lohmer M (2005). *Borderline-Therapie*. Psychodynamik, Behandlungstechnik und therapeutische Settings, 2. Auflage. Stuttgart: Schattauer.
- Plois B (2005). Institutionelle psychodynamische Beratung. Ein Format der psychosozialen Versorgung. *PDP* 4, 191–205.
- Reddemann L (2001). Imagination als heilsame Kraft. Zur Behandlung von Traumafolgen mit ressourcenorientierten Verfahren. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Reddemann L (2007). *Psychodynamisch imaginative Traumatherapie*. PITT – Das Manual. 4. Auflage. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Sandell R, Blomberg J, Lazar A, Schubert J, Carlsson J, Broberg J (1999). Wie die Zeit vergeht. Langzeitergebnisse von Psychoanalysen und analytischen Psychotherapien. *Forum der Psychoanalyse* 15: 327–347.
- Sandell R, Blomberg J, Lazar A, Carlsson J, Broberg J, Schubert J (2001). Unterschiedliche Langzeitergebnisse von Psychoanalysen und Langzeitpsychotherapien. Aus der Forschung des Stockholmer Psychoanalyse- und Psychotherapieprojekts. *Psyche* 55, 277–310.
- Stern D, Sander LW, Nahum JP, Harrison AM, Lyons-Ruth K, Morgan, AC, Bruschiweiler-Stern N, Tronick EZ. (2002): Nicht deutende Mechanismen in der psychoanalytischen Therapie. Das »Etwas-Mehr« als Deutung. *Psyche* 56 (9/10), 974–1006.
- Target M (2003). Über psychoanalytische Ausbildung: Literaturübersicht und Beobachtungen. *Forum der Psychoanalyse* 19 (2/3), 193–210.
- Trautmann-Voigt S (2006). *Tanztherapie – zwischen künstlerischem Ausdruck und psychotherapeutischem Verfahren*. *PDP* 1, 40–53.
- Vogt R (2006). *Psychodynamische Therapie mit „beseelbaren“ Therapieobjekten*. *PDP* 1, 20–31.
- Wampold B (2001). *The Great Psychotherapy Debate*. Models, Methods and Findings. Mahwah (New Jersey), London: Lawrence Erlbaum Associates.
- Wiegand-Grefe S (2004). Die Destruktivität in der psychoanalytischen Ausbildung. Plädoyer für eine Ausbildungsreform. *Forum der Psychoanalyse* 20 (3): 331–350.
- Wöller W, Kruse J (2005). *Tiefenpsychologisch fundierte Psychotherapie*. Basisbuch und Praxisleitfaden. 2. überarb. u. erw. Ausgabe. Stuttgart: Schattauer.

Korrespondenzadresse

Dipl. Psych. Dagmar Kumbier
Auf den Wöörden 69
22359 Hamburg
E-Mail: mail@dagmar-kumbier.de